

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 19

Artikel: Cheophrastus Paracelsus (1493-1541)
Autor: Albrecht, Alice Suzanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Theophrastus Paracelsus

(1493—1541)

„Denn wer ist der Natur Feind, denn der, der sich wiziger schähet denn die Natur, so sie doch unser aller oberste Schul ist.“ (Paracelsus.)

Es gilt hier, auf beschränktem Platz, ein gedrängtes Bild des Lebens und Wirkens des großen Arztes Paracelsus zu geben, der vor rund 400 Jahren gestorben ist.

Wie steht dieses Bild, diese Persönlichkeit des Philippi Theophrasti Bombasti von Hohenheim, Paracelsi genannt; der Arzt, Naturforscher, Astrologe, Alchimist, Philosoph und Theologe (oder sagen wir lieber Christ), der große Gelehrte, aber auch der als Scharlatan, Frauenfeind und Trunkenbold Verschrjene — wie steht er vor uns? — Er ist der unermüdlich Lernende, Suchende, der Kämpfende und rastlos Wandernde. Geboren am Ausgang des Mittelalters, hinein in die Epoche der Reformation, des Luthertums, jedenfalls am 10. November 1493 in Einsiedeln, stammt er väterlicherseits aus dem verarmten württembergischen Adelsgeschlecht von Hohenheim, und mütterlicherseits aus dem alten Einsiedlergeschlecht der Dörsner. So kreuzen sich Deutschum mit schweizerisch-herber Art, und Paracelsus ist sich dieser Kreuzung dankbar bewußt. Sein friedliches Leben mit den Eltern in einem Bauernhaus neben der Teufelsbrücke am Egel, die einprägenden Eindrücke von Kloster Einsiedeln, von Wallfahrten und Pilgern, von der Arbeit seines Vaters, der hier als beliebter Arzt wirkt und den Knaben in die Geheimnisse und das Studium der Natur einführt, gehören zu den ausschlaggebenden Erinnerungen seiner neun Kinderjahre; dann zieht Wilhelm von Hohenheim als Stadtarzt nach Villach in Kärnten und erweitert Paracelsus' Erziehung durch Einführung in die praktische Medizin, in Metallurgie, Chemie, Naturwissenschaft, in die Schriften der Alten, und jedenfalls in die alchemistischen Laboratorien, chemischen Küchen und Bergwerke.

Es folgen Paracelsus' Lateinstudien im Kloster St. Paul im Lavanttal, seine Lehr- und

Wanderjahre mit den Examen „beider Doktoren“ in Ferrara, unter den Hypokrates- und Galenos-Kennern Leonicens und Manardi, und seine weiten Reisen, über Deutschland hinaus, nach Italien, Frankreich, England, Spanien, Polen und Rußland, durch die sich seine Erkenntnisse der Krankheiten und Heilungsmöglichkeiten erweitern, vertiefen. Er kehrt einige Male in die Schweiz zurück, wirkt in St. Gallen und Pfäfers und lehrt 1527 zehn bis elf Monate an der Universität Basel, bis er mit den Apothekern und dem Stadtrat in Zwist fällt und ins Elsaß flieht. Immer mehr befestigt sich die stark-individuelle, kämpferische, unermüdlich forschende Persönlichkeit Paracelsus': Er geht über das akademische Studium, über das allein wissenschaftliche Wissen hinaus; er übersteigt die Galenos- und Hypokrates-Theorien und sucht nach eigener, praktischer Erfahrung aus intuitivem Verstehen und Erkennen; sucht nach einer künstlerischen, und aufopfernd-christlichen Verwirklichung des ärztlichen Berufes. Seinen Weg muß Paracelsus allein, und meist unverstanden gehen; seine Selbsttreue verkündet er mit den Worten: „Alterius non sit, qui suus esse potest.“ („Du sollst keines andern sein, so du bestehen kannst in Dir.“)

Seine medizinische Auffassung gründet sich auf die vier Säulen der Philosophie, Astronomie, Alchimie und Tugend; auf die Erkenntnis aus der Natur, die in das ewige Licht Gottes einmündet. Aber auch hier betont sich das Individualistische, Reformatorische von Paracelsus: sein Begriff der Alchimie weist in eine geistige, seelische und metaphysische Wandlung; sein Glaube ist nicht pantheistisch, sondern an einen persönlichen Gott gebunden, dem der Mensch in höchster Verantwortung gegenübersteht. Paracelsus' Werk, das die vielgestaltigsten Themen umfaßt (Entstehung der Krankheiten, über Heilkunst, über Wundarznei, über Himmelserscheinungen, Pflanzenkunde, Metalle, Minerale usw.) findet sich fast vollständig in der 15bändi-

gen Ausgabe Dr. Karl Sudoffs und der Fassung Dr. Bernhard Aschners. Theophrastus Paracelsus ist in Salzburg, seinem letzten Wohnort, am 24. Septembr 1541, jedenfalls an einem Leberkrebs, 48jährig gestorben. Seine zurückgebliebene Habe hinterließ er den Armen; sein Testa-

ment bezeugt auch im Begräbnisritus seine Treue zur katholischen Kirche, und zu seinem Grabe in der St. Sebastians Kirche in Salzburg pilgerte in Zeiten der großen Epidemien gläubig das Volk, um zu beten.

Alice Suzanne Albrecht.

Carl Spitteler spricht zu uns

Der Dichter darf nicht nur ein Gestalter, er muß auch ein Weiser und Seher sein. Daß Carl Spitteler ein Weiser und Seher war, wissen mindestens jene, die von seiner oft zitierten Rede über den „Schweizer Standpunkt“ gehört haben, auch wenn sie sich weder in den „Olympischen Frühling“, noch in „Prometheus und Epimetheus“ vertieften. Als Weiser tritt uns der Dichter auch in dem siebenten Bande der im Artemis-Verlag in Zürich erscheinenden Gesammelten Werken entgegen. „Ästhetische Schriften“ ist er überschrieben und enthält eine bunte Fülle von meist kürzeren Gedankengängen, Schilderungen, Dialogen und kritischen Bemerkungen, die den Leser durch die Schärfe der Formulierung wie durch die Treue des Bekenntnisses frappieren. Ein paar leicht gekürzte Auszüge mögen das beweisen.

Von der Güte

Was mich an der gegenwärtigen Literaturtätigkeit und Literaturbetrachtung immer wieder überrascht, ist die Abwesenheit einer Eigenschaft, die ehemals für die selbstverständlichste Voraussetzung aller Kunstübung und Kunstempfänglichkeit gehalten wurde: die Herzensgüte. Diese galt zu der Zeit, als unsere Klassiker jung waren, geradezu für den Prüfstein der Kunstbegabung. Ein herzenskalter Mensch, ein unkünstlerischer Mensch.

Der gleichen scheint uns heute viel zu gering. Wir gebens mit Donner und Bliß. Prometheuscher Trotz, olympische Verachtung, niederschmetternde Persönlichkeit, das ist das Mindeste. Titanische Naturen: Meschlos, Dante, Michelangelo, Beethoven, das lassen wir uns gefallen.

Wohl. Gehen wir uns einmal diese Titanen näher an. Hat nicht Dante neben der Hölle ein

Fegefeuer und ein Paradies geschaffen? Michelangelo neben dem Moses eine Eva? Vor lauter titanischen Grimassen ist uns sogar das Verständnis der echten Titanen abhanden gekommen... Ja, meint man denn, Beethoven wollte uns imponieren? Bewahre, imponieren wollen uns bloß die Großhänse; die wahren Großen sind dazu viel zu gut, die wollten weiter nichts als uns beseligen. Oder nein, nicht einmal das, sie wollten einfach ihre Sache recht machen. Weil sie aber gut und groß waren, kam dabei etwas Beseligendes heraus.

Naivität

Naivität ist vielleicht das, was unserer zeitgenössischen Literatur am meisten gebricht. Ich meine Naivität des Schaffens. Naiv schafft, wer unbekümmert um alles andere, um Vorbilder, ästhetische Gebote und Verbote, um Weisheit und Urteil der Zeitgenossen, einfach sein Ziel auf geradem Wege verfolgend, die Aufgaben, die ihm Inspiration und Thema gesetzt haben, zu lösen sucht... Er tut unbefangen, was zu tun ist, geht die tausendmal begangenen Wege zum tausendundersten Male, schreibt eine Ilias nach Homer, wofern ihn das Herz dazu zwingt, oder, wenn das Beispiel besser mundet, eine Romeo und Julia (auf dem Lande) nach Shakespeare, reimt Herz auf Schmerz, und Sonne auf Wonne, wofern es der Sinn verlangt — und siehe da: die abgedroschensten Garben geben ihm neue Weizenkörner, und die Kreuzwege blühen unter seinen Schritten, als ob gerade hier der Frühling seinen Lieblingsitz aufgeschlagen hätte. Doziere, beweise, warum dies und das geradezu unmöglich sei, der Naive tut's und siehe da; es war möglich und leicht.